Geheilt.

Von Marie Stahl.

Die Feierabend-Glocken, die das Osterfest einläuteten, hatten's ihm angethan — die alte Zeit war wieder da. Die schöne alte Zeit mit ihrer Osterfreude!

Osterferien! welch' ein Wort für den Schüler war das einst gewesen! Das liebe, alte Haus, weit da draußen im flachen Land! Und darüber der Himmel so ungeheuer hoch und blaßblau wie die Osterblumen, und die Frühlingswinde so herb und frisch über den keimenden Saaten, und dahinter der große, stille Garten, wo die Amsel sang in der Schlehdornhecke! Wo der letzte Winterschnee im Rasen und in den Gräben thaute, die Kinder jauchzend durch die Pfützen patschten und mit Ball und Murmeln spielten, wie es seit undenklichen Generationen alle Dorfkinder im Frühling thun.

Da hatten sie immer die ersten Veilchen zusammen hinter den Hecken gesucht und am Ostermorgen die versteckten bunten Eier!

Er glaubt wieder die Veilchen im Grase zu riechen und den Duft der frisch gebackenen Osterstollen, der über dem ganzen Dorfe hing. Er sieht wieder die kindlich-schlanke Mädchengestalt vor sich, wie sie die Zweige der Hecke auseinanderbiegt und ihn mit rosigem Gesichtchen anlacht. Aber — wie heißt es doch in dem alten, traurigen Liede:

„Mußte in die Ferne wandern
Und Du unterdessen
Hast genommen ein Andern
Ring und mich vergessen!"

So war es auch ihm ergangen und doch hatte er in den Jahren seither seine Liebe keiner Anderen schenken können!

Und heute, nun er an einem Wendepunkt seines Lebens stand — er hatte eben das große medizinische Staatsexamen glücklich bestanden — wo er ein Jahr schwerer Arbeit und einen langen, dunklen Winter harter Anstrengung hinter sich hatte, heute überkam ihn das Osterheimweh mit unwiderstehlicher Gewalt. Er faßte einen schnellen Entschluß. Er wollte noch einmal nach der alten Heimath wandern, wollte bei der Geliebten einkehren und sich neidlos freuen an ihrem Glück.

Das kleine Bündel war schnell geschnürt, er ging nur noch ein Mal in die Stadt, eine große Tüte mit Zuckereiern für die Kinder seiner Jugendfreundin einzukaufen und sich von seinem väterlichen Freund, dem Professor Hertel, bei dem er den ganzen Winter hindurch wie der Sohn vom Hause verkehrt hatte, verabschieden und zu entschuldigen, daß er den Ostersonntag nicht dort verbringen könne.

Der Professor war zufällig ausgegangen, seine Tochter Elise empfing ihn im Wohnzimmer. Sein Kommen schien sie zu erfreuen, aber als er ihr mittheilte, er habe sich entschlossen, über die Feiertage wegzureisen, überflog ein Schatten ihr Gesicht und aller Glanz in ihren dunklen, warmblickenden Augen war plötzlich erloschen. Sie wechselten noch einige conventionelle Redensarten, und nachdem sich Oskar Faber empfohlen hatte, dachte er kopfschüttelnd, wie doch diese jungen Stadtdamen immer wieder in Förmlichkeit und in den Zwang der Dressur zurückfallen, selbst wenn man einen ganzen Winter, beinah bis zur Vertrautlichkeit, in regem, geistigen Verkehr zusammen gelebt hat, wie er mit Elise Hertel. Ach, es kam doch Keine seiner ersten und einzigen Liebe gleich!

Mitten in der Nacht reiste der junge Mann ab und am frühen Sonnabend Vormittag traf er auf der letzten Bahnstation in der Provinz ein, von wo aus es noch ein gutes Stück Wegs über Land nach Grünewiese, dem Pachtgut des jungen Ehepaars Rönnebeck, zu gehen war.

Der Pachthof mit seinen rothen, backsteinernen Gebäuden, mit dem stattlichen weißgekalkten, aber nüchternen Amtshaus und der Spiritusbrennerei glich wenig dem elterlichen Gutshof seines Heimathsdorfes und durchaus nicht dem poesieverklärten, idyllischen Bilde à la Voß, das er sich bisher davon gemacht hatte.

Hier also war die holde, weiße Rose aus dem dunkelschattigen, baumversteckten Garten hervorpflanzt? Zwischen diesen Backsteinen und Maschinen sollte sie gedeihen und glücklich sein?

Er zögerte einen Augenblick, wie er sich einführen sollte. Würde dieses unvermuthete Wiedersehen auch nicht zu aufregend für sie sein? — Aber der gerade Weg war doch immer der beste. Er schritt auf den Hof.

Da luden Arbeiter vor dem Kuhstall Dung auf einen Wagen und daneben stand ein großer, breitschultriger Mann in ungeheuren Thranstiefeln, einen alten, moosgrünen Filzhut fest über den strohblonden Schädel gezogen, mit einem prächtigen, echt germanischen Bauerngesicht. Eine Reckengestalt im Bauernkittel; etwas idealisirt, hätte er einen Siegfried gegeben.

Er riß eben einem lässigen Arbeiter die Forke aus der Hand und gabelte nun eigenhändig ungeheure Lasten Dung auf die Fuhre.

„Siehst'e woll, min Söhn, ick wer' di' zeigen, wat 'ne Harke is!" belehrte er den Knecht.

„Können Sie mir vielleicht sagen, ob Frau Rönnebeck zu Hause ist?" fragte Faber höflich.

Der Blonde hielt mit der Arbeit an. Es roch hier weder nach Veilchen noch nach süßen Osterstollen, sondern nach nichts als echtem, rechtem Kuhstallduft.

„Wer is der Herr, wenn ich fragen darf?"

Faber nannte seinen Namen.

„Was? — Der Oskar Faber sind Sie? Schwerenoth, wird sich da meine Ollsche freuen! Aber wissen Sie, heut ist Sonnabend vor Ostern, da wird überall auf'em Lande gebacken und reine gemacht — na, schadet nicht, die Kinder leisten Ihnen unterdessen Gesellschaft, — kommen Sie man mit!"

Das war also Amtmann Rönnebeck selbst, der Gatte seiner „weißen Rose"!

Unter allerhand biederem Geplauder führte er den Gast nach dem Wohnhause. Wirklich, das war ein Kernmensch, dem mußte man eigentlich auf den ersten Blick gut sein mit seiner treuherzigen Gemüthlichkeit.

Ach, aber im Hause, wie sah es da aus! Alle Fenster und Thüren standen offen, es zog wie in einem Schornstein, über die backsteinerne Diele des Vorflurs kam eine wahre Sturzfluth von schmutzig-grauem Seifenwasser den Eintretenden entgegen, und zwei alte Weiber, hochgeschürzt und aufgekrempelt, handhabten mit solcher Energie den Schrubber, als gälte es nicht nur den Winterstaub, sondern auch unwillkommene Gäste gründlich hinauszukehren.

Irgendwoher aus der Tiefe des Hauses scholl Kindergeheul und Kinderlärm und eine schrille Frauenstimme schien mit Dienstboten zu zanken.

„Ja, ja, heute gehts lustig zu!" lachte Amtmann Rönnebeck, „na, man immer rein in die gute Stube!" Und dabei riß er die Thür zu einem Zimmer auf, in dem alle Möbel mit grauen Kattunbezügen verhängt waren und in dem die frischgescheuerten Dielen nach grüner Seife rochen.

„Warten Sie man bloß einen Augenblick, — na, das wird 'ne Ueberraschung geben! — — Juste, Justeken!" rief der Hausherr gleich darauf mit Stenorstimme in den Flur hinaus. Die schrille Frauenstimme, die vorhin so laut gezankt hatte, antwortete aus der Ferne:

„Herr Du meines Lebens, kannst Du mich denn nicht mal heute in Ruhe lassen? Du weißt ja doch, daß ich alle Hände voll zu thun habe!"

Oskar Faber wurde unheimlich zu Muthe. Das. . . konnte doch nicht — nein, das war ja unmöglich!. . .

In dem Augenblick wurde die Thür aufgerissen, und eine kleine, rundliche Frau mit hochgeröthetem Gesicht, auf dem Schweißtropfen perlten, ein Morgenrock, der Fett- und Mehlflecke zeigte, mit großer, blauer Küchenschürze, die Haube schief auf dem unfrisirten Haar, platzte wie eine Bombe in das Zimmer hinein.

„Was giebts denn? Wer ist denn da?"

Oskar Faber prallte drei Schritt zurück. Dabei trat er auf den Zipfel eines Kattunbezuges, der am Boden schleifte, verwickelte sich mit den Füßen, stolperte, riß den ganzen Bezug herunter mit ihm einen Korb voll gefärbter Ostereier, der unter der Schutzdecke verborgen gestanden hatte und jetzt seinen bunten Inhalt mit zerborstenen Schalen weithin über die weißen Dielen ergoß.

„Großer Gott, meine Eier!" kreischte die entsetzte Hausfrau auf. „All' meine Ostereier! Ich hatte sie vor den Kindern unter dem Tuch versteckt!"

Das war das erträumte Wiedersehen!

Der junge Amtmann lachte dröhnend und suchte das Unglück wegzuscherzen, aber Frau Guste hatte schon dicht an's Wasser gebaut und schien gute Luft zu haben, ihren Thränen freien Lauf zu lassen. Erst als Oskar die Tüte mit den Zucker- und Chokoladeeiern zum Vorschein brachte, klärten sich ihre Mienen ein wenig auf und sie fand ihre gute Laune und Zungenfertigkeit wieder. — —

Als Oskar Faber nach einigen Stunden das Landhaus verließ, war das einzige deutliche Gefühl, das er hatte, ein schmerzhaftes Magendrücken: die sauren Linsen und der Speck, das Sonnabendessen im Hause Rönnebeck, vertrugen sich schlecht mit seinem Städtermagen.

Die Begleitung des gutherzigen Amtsmanns, der ihn zur Station bringen wollte, hatte er mit dem Hinweis auf dessen beschäftigte Zeit abgelehnt. Mit dem nächsten Zuge reiste er heim. — — —

* * *

Als die Osterglocken am folgenden Morgen den Gottesdienst ausläuteten, stand Fräulein Elise sinnend am Fenster der väterlichen Wohnung. Sie sah das helle Sonnenlicht auf dem Straßenpflaster, sah die festlich geputzten Menschen fröhlich hinausströmen, aus der Straßen quetschende Enge, aus der Kirchen ehrwürd'ger Nacht, — aber in ihren verschleierten Augen glänzte keine rechte Osterfreude und ihr Herz war schwer. . .

Da ließ ein rasches Klingeln an der Flurthür sie zusammenschrecken, und im nächsten Augenblick stand der vor ihr, dem ihre Gedanken gegolten und den sie wer weiß wo geglaubt hatte.

„Sie — hier?" entfuhr es ihren zitternden Lippen.

„Ich selbst und nicht mein Geist!" gab er lustig zurück und schüttelte ihr herzlich die Hand, wie einem guten Kameraden.

„Aber wo kommen Sie denn nur her? Ich denke, Sie sind verreist und wollen vorläufig nichts von uns Stadtmenschen wissen?"

„Ja, ich war verreist", nickte er ernsthaft, „in das Märchenland der Erinnerungen. . . Es war eine große Reise, Fräulein Elise, — ich wollte mich vom vielen Lernen und Studieren erholen — aber ich habe gleich wieder etwas zugelernt, — daß nämlich die Gegenwart und die Wirklichkeit doch stets das stärkere Recht behalten." Und nun erzählte er halb resignirt, halb humoristisch sein Erlebniß vom Tage vorher: wie er die weise Rose seiner Jugendträume als behäbige und rundliche Frau Amtmann wieder gefunden hatte, und daß ihm die sauren Linsen mit Speck fast so schwer noch im Magen lägen wie die Enttäuschung, die er erfahren hatte. Elise hatte erst ernsthaft, dann heiterer werdend zugehört und zuletzt ein fröhliches Lachen bei seiner Schilderung nicht unterdrücken können. Jetzt lächelte sie und reichte ihm theilnahmsvoll die Hand.

„Und nun sind Sie frei für heute?" fragte sie.

„Ja, — und nicht bloß für heute", erwiderte er und suchte ihren Blick, den sie unwillkürlich senkte. „Aber werden Sie mich denn nach meiner Fahnenflucht von gestern noch an Ihrem Feiertagsprogramm theilnehmen lassen wollen?"

Sie lächelte. „Ich glaube, Papa läßt mit sich reden, wenn Sie ihn schön bitten."

„Und Sie selbst?" forschte er weiter.

„Mich freut es, daß Sie noch gekommen sind", sagte sie einfach und sah zu ihm auf.

Da wußte er, daß dieses neue Osterfest noch eine andere Bedeutung für sein Leben gewinnen würde, als jenes andere aus der Knabenzeit. . .

Der Photograph.

Von Charles Verterre.

I.

Der Herr Polizeipräsident war sehr schlechter Laune. Wie lange sollte das noch so weitergehen? Wann würden denn endlich diese Mordthaten aufhören? Wann würde man denn endlich einen dieser Herren Mörder erwischen. Wahrhaftig, es schien fast, daß sie die Verbrechen nur begingen, um ihn in Verlegenheit zu bringen, um zu beweisen, daß er nicht der rechte Mann auf dem rechten Platze sei, um ihn unmöglich zu machen, um. . . Teufel auch! Zehn Mordthaten in einem Monate, und nicht einen einzigen Mörder, auf den die Polizei die Hände legen konnte. Alle verschwunden, entwischt, den Organen der Sicherheit unter den Händen entglitten. Wahrlich, ein Zustand, der nicht länger so anging. Und die Presse. O diese Presse! „Die Polizei ist nichts werth, die Polizei bedarf einer gründlichen Umwandlung, der Polizeipräsident ist unfähig! Und jetzt zu allem Ueberfluß die elfte Mordthat! Eine Frau erschlagen. An 50,000 Mark Juwelen gestohlen. Und die Mörder? Man hat keinen Anhalt, keine Spur, nichts, garnichts.

Und der Herr Polizeipräsident stützte seinen Kopf in die Hände und dachte nach.

Plötzlich wurde er in seinen Gedanken gestört. Der Polizeisecretär war eingetreten.

„Excellenz," sagte er, „es ist ein Herr hier. . . hier seine Karte. . . er bittet vorgelassen zu werden."

„Ich habe keine Zeit."

„Er sagt, er käme wegen der Mordthaten."

„O geben Sie her", und die Polizeigewalt streckte die Hand nach der Karte aus.

„Holder", sagte er, „Fritz Holder. Der Name ist mir bekannt. Wo habe ich ihn doch gehört? Bitte, Herr Secretär, recherchiren Sie und lassen Sie den Mann indessen ein.

Der Secretär ging, und eine Sekunde später stand ein einfach, aber anständig gekleideter Mann vor dem Präsidenten, ein Mann, aus dessen Gesicht die Ehrlichkeit, aber auch eine tiefe Trauer sprach.

„Sie können mir über die letzten Mordthaten Aufschluß geben?" fragte der Präsident.

„Ueber die letzten nicht, aber, wie ich hoffe, über die letzte."

„Wieso können Sie hoffen? Sie sind also Ihrer Sache nicht sicher?"

„Es liegt nur an Eurer Excellenz, ob ich meiner Sache sicher sein kann oder nicht."

„Erklären Sie sich näher. Räthsel zu lösen, dazu habe ich keine Zeit."

„Gern, Sie werden vielleicht davon gehört haben, daß es unter gewissen Umständen gelingt, durch den Ermordeten selber die Person des Mörders zu entdecken."

„Nein."

„O, Sie werden doch entschieden gehört haben, daß das letzte Bild, welches das Auge eines plötzlich Gestorbenen aufnimmt, auf dessen Retina haftet. Nun denn. Wenn im Falle einer Mordthat der Mörder hell vom Licht beleuchtet ist und kein späterer Eindruck das Bild des Mörders verwischt, dann kann das Bild auf der Netzhaut des Ermordeten zu entdecken sein. All das trifft nun bei der letzten Mordthat vollständig zu und. . ."

Allein der Mann konnte nicht weitersprechen, denn die Thür ging auf und der Secretär trat wieder ein.

„Nun", fragte der Präsident.

Statt aller Antwort überreichte ihm der Secretär einen Zettel. Der Präsident überflog ihn.

„Sie heißen Friedrich Holder."

„Jawohl, Excellenz."

„Wie alt sind?"

„Dreiundfünfzig Jahr."

„So? Hm, Sie sind also nicht der Holder, der vor zwei Jahren zu einem Jahre Zuchthaus verurtheilt wurde. . ."

Alles Blut tritt dem Manne ins Gesicht.

„Nein", sagte er, „das. . . das war mein Sohn."

„So. . . . Ihr Sohn. . . er defraudirte bei seiner Bank. . . Wo ist er jetzt?". . . .

„Ich weiß es nicht, wir haben, seit er seine Strafe beendet, nichts mehr von ihm gehört. Er ist unser Unglück, Herr Präsident, er, der unseren Namen schändet."

„Nun, nun, ich wollte Ihnen ja nicht weh thun, fahren Sie fort in dem, was Sie mir sagen wollten."

Der Mann fuhr sich mit der Hand über die Stirn.

„Ich wollte sagen, daß ich fest überzeugt bin, daß man mit Hilfe der Photographie das Bild des Mörders von der Retina des Ermordeten abnehmen kann. Alle Umstände sprechen dafür, wenn die Mordthat thatsächlich so vor sich gegangen ist, wie die Blätter berichten. Ich bin nun bereit, den Versuch zu machen, und bin überzeugt, daß er mir gelingt."

„Sie wollen mir also das Bild des Mörders schaffen?"

„Ja, ich will es."

„Gut denn, Sie können den Versuch machen; es ist ja nichts dabei riskirt."

„Nichts, Herr Präsident. Gelingt es, so wird der Erfolg einen Sonnenstrahl des Glückes in mein Leben bringen. Gelingt es nicht, dann ist es eine Illusion mehr, die ich zu Grabe trage."

„Und wann wollen Sie mir Nachricht geben?"

„Morgen um zehn."

II.

In der Dunkelkammer steht Fritz Holder über eine Platte gebückt, die er eben entwickelt. Mit schier athemloser Spannung blickt er auf sie. Wird das Bild erscheinen? wird es nicht? Und mit zitternden Händen hält er die Schale in immerwährender Bewegung. Da, beinahe entringt sich ihm ein Schrei. Ein leichter Schatten wird auf der Platte sichtbar; die Schatten mehren sich und einen sich zu Flecken und Strichen, diese werden zur Zeichnung, ein Bild ist auf der Platte entstanden. Das Bild eines Mannes, Triumph! Die Sache ist geglückt. Noch eine Minute, noch eine halbe. Mit bebenden Fingern dreht der Alte das Glas an der Lampe. Das tiefrothe Licht verschwindet, und gelbes Licht erfüllt jetzt den Raum.

Vorsichtig faßt der Mann die Platte an den Rändern, vorsichtig hebt er sie empor bis zu dem Licht und — ein Schrei entringt sich seiner Kehle, ein furchtbarer, schrecklicher Schrei:

„Mein. . .Sohn!" und klirrend fällt die Negativplatte zu Boden, in tausend Scherben zerschellend. . .

III.

„Haben Sie schon gelesen?" fragte der Secretär den Polizeipräsidenten.

„Nein. Was denn?"

„Wir warten umsonst. Herr Holder wird heute nicht kommen!"

„Nicht, und weshalb?"

„Er hat sich heute Nacht durch Kohlenoxydgas vergiftet."

„Der Narr! Aber so sind sie alle, die Herren Erfinder. Glückt etwas nicht, dann adieu! das ganze bischen Muth ist zum Teufel. Der Mann hat garnichts entdeckt, und dann. . . doch denken wir weiter nicht dran, denken wir lieber, daß wir den Mörder erwischen."

Der Grabenteufel

Von Ludwig Ganghofer.

Gleich in der ersten Zeit meiner Anwesenheit zu Hall saß ich eines Abends mit einem Jagdgehilfen hinter dem Maßkruge, als ein anderer Gehilfe in die Stube trat und meinem Gesellschafter schon von der Thür aus zurief: „Du, heut' hab' ich den Grabenteufel gseh'n." Natürlich fragte ich sofort nach dem Sinn dieser räthselhaften Mittheilung, und so erfuhr ich, daß der „Grabenteufel" ein alter Gemsbock wäre, mit dem es so seine eigene Bewandtniß hätte. Seit Jahren hielte er seinen immer gleichen Stand im Hoch- alias Teufelsgraben, aber weder einem Jagdgehilfen, noch dem Förster, „der doch schon g'wiß a richtiger Gamsjäger is," wäre es trotz Mühe, Lift und Ausdauer je gelungen, den Bock zu erlegen. „A Kerl, zottelt wie a Bär", so ungefähr lautete die Schilderung des Jagdgehilfen, „und mit a paar Kruden, wie nochmal a Teufelskrönl. Und wannst auf ihn gehst, hören thust ihn jedesmal, sehen niemal, derschießen niemal, — denn wannst auch zum Schießen kommst, so fehlst ihn."

Ein paar Tage nach diesem Vorfall ließ ich mich von dem Jagdgehilfen der Neugier halber nach dem Teufelsgraben führen, und wirklich — lautlos waren wir schon auf stundenlanger Paß gesessen, da prasselte es plötzlich von abfallenden Steinen, und jenseits des Grabens sah ich einen dunklen Schatten durch die Latten huschen. „Ich sag' halt allweil," meinte mein Führer, als er sich erhob, „mit dem Bock is was net richtig."

Und dieser Bock war jetzt meine letzte Hoffnung!

Ich hatte noch eine gute Stunde Zeit, bis ich für eine Pirsch am Teufelsgraben guten Wind bekommen mußte; allerdings hatte ich auch noch einen kleinen Umweg zu machen, um den Wind abzufangen. Als ich am Teufelsgraben angelangt war, murmelte ich des Spaßes halber „a Waidsprüchl", das ich von einem Jagdgehilfen gelernt hatte:

„Was ich verfündigt, büß' ich!
Was ich derfieh, derschieß' ich!
Ich will auch amal seelig wer'n,
Alle guten Geister loben den Herrn!"

Nun ging es am Rande des Grabens thalabwärts, langsam und lautlos. Endlich war ich in der Nähe des Platzes, wo ich bei meinem ersten Besuche den Grabenteufel mehr gehört als gesehen hatte. Vielleicht dreißig Fuß unter mir sprang eine grasige Platte in die Schlucht hinein, von wo aus ich wohl einen guten Theil derselben hinauf und hinunter übersehen konnte. In aller Vorsicht und Stille stieg ich nieder und machte mir's bequem.

Dann paßte ich — und paßte — aber nichts regte und rührte sich.

Die Sonne war schon hinuntergezogen über den Rücken des Berges, lang und dunkel schlichen die Schatten über die Höhen herauf, und leise begann es in den Bäumen und Büschen zu rauschen von dem immer stärker ziehenden Abendwind. Ich war müde und hungrig, und mich begann zu schläfern. Mein Jagdeifer begann nachzulassen und recht unwaidmännische Träume gaukelten vor meinen Augen auf und nieder, Träume von Teufeln, Zwergen und Berggeistern. Manchmal klang es in meinen Ohren wie ein gellendes Hui - hö! — und meine Phantasie sah unter Dampf und Nebel den leibhaftigen Gottseibeiuns mit einem Paar der herrlichsten Gemskricketn auf dem pechrabenschwarzen Krauskopf emporsteigen aus der Tiefe der Schlucht. Besonders jenes dunkle Felsloch mir schräg gegenüber hielt ich in meinen lustigen Teufelsphantasien für nicht ganz geheuer — da drin war es schwarz wie die Nacht. Ein eigenthümliches Verlangen regte sich in mir, hinüberzusteigen und dort hineinzugucken. Ich nahm mein Glas zur Hand und musterte mit seiner Hilfe das Terrain des Genaueren. Nun, — es war unmöglich, von unten aus emporzusteigen; aber vom jenseitigen Rande der Schlucht führte ein leicht erkenntlicher Gemswechsel bis auf die Felsplatte, von der aus die Höhlung sich in den Berg senkte. Heiliger Gott! Wahrhaftig — in dem Dunkel der Höhle unterschied ich deutlich durch mein Glas die Umrisse eines ruhenden Thieres.

Lautlos stand ich auf, legte das Gewehr in Anschlag, ein kurzer scharfer Pfiff gellte von meinen Lippen, das Thier sprang auf und voll mit der Spitze gegen mich, in der Luftlinie höchstens auf sechzig Gänge, stand ein Gemsbock da, wie ich noch keinen zweiten gesehen habe — der Grabenteufel! Im gleichen Augenblick krachte es auch — und noch einmal. Der Pulverdampf verzieht sich und am nämlichen Platze steht der Bock mit gespreizten Läufen, die großen funkelnden „Lichter" regungslos nach mir gewandt.

Gefehlt? Nein, das war ja nicht möglich, mit diesem Gewehr und auf diese Distanz! Entladen und laden, das war ein Augenblick. Ich schoß und schoß wieder — das Thier stand. Mein Herz schlug wie ein Hammer, und siedendheiß stürmte mir das Blut in die Schläfe. Wieder lud ich — und schoß — und schoß — das Thier stand. Da lief ein Schauer über meinen Leib; ich fühlte, wie mir das Blut aus Kopf und Gliedern floh und sich zusammendrängte im Herzen. Die Kniee sanken mir ein, und während ich mit zitternder Hast nach der letzten Patrone suchte, alitt es leise von meinen Lippen: „Alle guten Geister loben den Herrn!" Ich lud — mit dem letzten Aufgebot all' meiner Willenskraft riß ich das Gewehr an die Wange — und schoß — das Thier stand. Der Teufel — der leibhaftige Teufel — so rief es in meinem Innern — und mir graute.

Da — es war ein heiserer Schrei, den ich ausstieß —, das Thier neigte sich vornüber, fiel nieder mit dem halben Leibe hinaus über die Felsplatte, und zwei-, dreimal an Steinvorsprüngen aufschlagend, stürzte es hinunter in die Tiefe der Schlucht. Aufathmend schüttelte ich den Kopf, wischte mir die Stirn, auf welcher der Schweiß in kalten Tropfen stand, versuchte zu lächeln und schämte mich. Der Abstieg zu dem verendeten Thiere war ein schweres Stück Arbeit. Als ich es aufbrach, sah ich, daß alle sieben Schuß getroffen hatten; schon der erste, sicher aber der zweite mußte tödtlich gewesen sein. Alte Jäger erzählen, es käme zuweilen vor, daß ein Stück Wild nach einem Kernschuß in Starrkrampf verfiele. War das hier der Fall gewesen? Ich weiß es nicht — vielleicht! Als ich mit dem Bock auf dem Rücken zu Hause anlangte, wollte der Förster kaum seinen Augen trauen. Immer und immer wieder mußte ich die ganze Geschichte berichten, die er kopfschüttelnd anhörte. Wie ich sie am anderen Tage auch dem Jagdgehilfen erzählte, der mich zum ersten Male zu dem Teufelsgraben geführt hatte, meinte er:

„So, so! Erst mit dem siebenten Schuß? Ja, ja — da glaub' ich's schon — weißt — der Siebener ist halt für so was gar a heitle Zahl!"

Ein Unterschied.

Um Dich, mein Lieb, zu schmücken
Mit Blumen ohne Zahl,
Durchstreift' ich Feld und Auen,
Ach, wie so hundertmal.

Und jetzt, nach manchem Jahre,
Wo Du mein Weibchen bist,
Da schmücke ich Dich wieder
Wohl noch zu jeder Frist.

Der Schmuck nur ist verschieden:
Der erste — vergangen leider —
Der kam vom lieben Herrgott,
Der jetz'ge kommt — vom Schneider.

— Zeitgemäß. Liebhaber (verlegen): „Mein süßer Schatz, ich will es Dir aber nur bekennen: mein Wochengehalt beträgt nicht mehr als zwanzig Dollar. Glaubst Du damit auszukommen?" — Sie (ruhig): „Ich schon — aber wovon willst Du denn leben, Charlie?"

— Bescheidene Bitte. Sepp (den sie bei der Rauferei jämmerlich zurichten): „Sacra, laßt doch noch für die nächste Kirchweih a bissel was von mir übrig!"

Ein westfälischer Volksbrauch.

In jener äußersten Ecke des westfälischen Münsterlandes, deren Mittelpunkt die industriereiche Stadt Bocholt (Buchholz) ist, hat sich noch eine uralte Sitte in die Gegenwart herübergerettet: das Palmstocksuchen. Der „Palmstock" ist die von der Rinde befreite weiß geschälte Krone eines jungen Kieferbaumes. Die Enden der einzelnen Zweige werden mit „Palmvögelchen", d. h. kleinen aus Kuchenteig geformten Vogelgestalten, verziert, während die Spitze von einer großen Brezel, dem

Das Palmstocksuchen.

„Krekeling", oder von einem Apfel, einer Orange gekrönt wird. Ketten von gebackenem Obst oder Zuckerzeug vervollständigen die Ausstattung des Palmstockes. Am Palmsonntag - Morgen gilt es nun für die Kinder, den in irgend einem Winkel des Hauses versteckten Palmstock zu suchen. Ist er gefunden, so wird er im Triumphe hinausgetragen auf die Straßen. „Palmsonntag!" rufen die Kleinen, mit ihrem Schatz prunkend und frohlockend, aus, nicht ohne den Neid anderer mit weniger schönen Palmstöcken versehenen Spielkameraden zu erwecken. Zu Haus wird dann der Schmuck des Palmstockes fröhlich verschmauft.

Aus den Märztagen 1848.

„Ich bin der Commandant der Bürgerwehr! Warum rufen Sie nicht 'raus, wenn ich vorüber komme?"

„Wofür? Es hilft doch nicht!"

„Na, — wie so denn?"

„Was soll ich rausrufen, — se kommen doch nischt!"

„Na, warum kommen se denn nischt?"

„Weil sie nischt drin sind!"

„Na, wo sind se denn?"

„Seit drei Viertelstunden sind se schon drüben bei Aschbach und lassen mir hier ganz alleine. Heißt 'n Zustand! Ich sag' Ihnen, Herr Generalmajor, Se werden noch was erleben mit de Bergers. Sie sagen, se haben Muth, ich sag' Ihnen, se haben nischt en Mal Courage!"

Art läßt nicht von Art.

Das sieht man schon beim Erstgeborenen des Herrn Lieutenants; der nimmt seine Milch nur aus eine Sektflasche!

Ein echter Protz.

„Vater, Vater, denk' Dir nur, wir haben in der Lotterie 80,000 Mark gewonnen!"

„Aber, Kind, wie oft hab' ich Dir schon gesagt, Du sollst mich nicht wegen jeder Kleinigkeit stören!"

— Mitleid. Neffe (flotter Lebemann): „Onkel, Tante, ich habe eine Anstellung als Armenarzt." — Onkel, Tante: „O, die Armen!"

— Auch ein Sport. Weshalb weinst Du, Bertha? — Ich trainire meine Augen. — Wofür? — Für ein neues Seidenkleid.

— Kleine Bitte. Hänschen (zum Bräutigam seiner Schwester): „Ist es wahr, Arthur, daß Du gefagt hast, Du wirst unsere Emma auf Händen tragen?" Bräutigam: „Jawohl, mein Jungchen." Hänschen: „Trag' sie 'mal 'n bischen!"

Rothe Wangen.

Von Johannes Trojan.

Was machst du für ein sauer Gesicht,
Du Bauersfrau vor der Thüre?
Dich drückt doch solch ein Kummer nicht,
Daß dir zu klagen gebühre.
Hast doch, was eine nur haben kann,
Und solltest nicht mehr verlangen:
Du hast dein Haus, hast deinen Mann
Und Kinder mit rothen Wangen.

Bist zwar nicht reich, hast doch genug,
Kannst ruhig, was kommt, erwarten.
Noch immer gelangt hat's, was dir trug
Das Ackerfeld und der Garten.
Auch künftig langt's, es braucht vor Noth,
Vor Mangel dir nicht zu bangen.
Hast deine Arbeit und dein Brot
Und Kinder mit rothen Wangen.

Es giebt doch in des Tages Lauf
Nicht Arbeit allein und Mühen,
Es springen auch dir doch Rosen auf,
Wie nirgend sie schöner blühen.
Du siehst dich selber durch Gottes Huld
In Kraft und Gesundheit prangen,
Und hast auf der Seele keine Schuld
Und Kinder mit rothen Wangen.

Ein sonderbarer Bräutigam.

Liebe und Wahnsinn haben stets, wie Cyniker behaupten, viel mit einander gemein, und so mag die eigenthümliche Handlungsweise eines jungen Arztes in dem englischen Städtchen Cheltenham etwas entschuldbar, wenn auch nicht gerade nachahmenswerth erscheinen. Besagter Jünger Aeskulaps hatte sich in das schöne blondhaarige Töchterlein eines angesehenen Kaufmanns verliebt und ohne lange zu prüfen, der holden Jungfrau Herz und Hand angeboten. Nachdem der erste Liebesrausch verflogen war und der junge Mann Gelegenheit hatte, sein Bräutchen etwas näher kennen zu lernen, entdeckte er zu seiner nicht geringen Bestürzung, daß die liebreizende Kleine das ausgesprochenste Talent zu einer Xantippe besaß und auch andere wenig liebenswürdige Eigenschaften ahnen ließ. Anfangs suchte der Liebhaber seine arge Enttäuschung zu verbergen und womöglich in dem Wesen seiner Liebsten einige Wandlungen herbeizuführen, doch bald sah er das Zwecklose seines Bestrebens ein und begann sich nicht wenig vor dem Tage zu fürchten, da ihn Hymens Rosenfesseln für immer an die blonde Teufelin schmieden würden. Tag und Nacht grübelte er darüber nach, wie er sich von seiner Verlobten freimachen könnte, ohne die unangenehmen Folgen eines „Breach of Promise" auf sich zu laden. Endlich kam ihm ein rettender Gedanke, an dessen Ausführung er nun ohne Zögern ging. Acht Tage lang gab er sich die größte Mühe, seine Braut von der Innigkeit seiner Liebe zu überzeugen; er überschüttete sie mit Zärtlichkeiten, Blumen und Geschenken und dann blieb er plötzlich fort. Am zweiten Tage seiner Abwesenheit schrieb er der jungen Dame einen Brief, der die unsinnigsten Phrasen enthielt und großen Schrecken verursachte. Gleich darauf folgte ein zweites Schreiben mit noch tollerem, ganz unverständlichen Auslassungen. Nun setzte die bestürzte Braut ebenfalls eine Epistel auf, in der sie ihren Verlobten ersuchte, Aufklärung über sein sonderbares Verhalten zu geben. Statt einer Erwiderung erhielt sie nun ganz merkwürdige Geschenke, die ihr in Gestalt von todten Mäusen, kleinen Bündeln Heu oder Stroh und sonstigen Kuriosa in das Haus regneten. Auf's Höchste beunruhigt, begab sich nun der Vater des jungen Mädchens in die Wohnung des excentrischen Bräutigams, um ihn persönlich zur Rede zu stellen. Da fand er denn seine Ahnung, daß der Verstand des jungen Mannes gelitten habe, vollkommen bestätigt. Sein zukünftiger Schwiegersohn empfing ihn zwar auf das Liebenswürdigste, schien aber keine der an ihn gerichteten Fragen zu verstehen, wenigstens gab er auf alles die stereotype Antwort, daß er heute noch sehr viel tanzen müsse. Darauf sprang der noch in tiefstem Negligee befindliche Herr Doktor wie ein Besessener im Zimmer umher und sang und pfiff die grausigsten Gassenhauer. Durchaus davon überzeugt, daß er es mit einem Geistesgestörten zu thun habe, kehrte der reiche Kaufmann zu seinem Töchterlein zurück und veranlaßte dieses, sofort ihr Verlöbniß mit dem „Hanswurst" zu lösen. Am nächsten Morgen empfing der tanzlustige Bräutigam das schon sehnlichst erwartete Schreiben von der Hand seiner Braut, die ihm seine volle Freiheit zurückgab. Zum Glück erfuhr die sofort auf Reisen gehende Schöne nicht wie schnell der arme Bob — den sie doch unmöglich heirathen konnte, wenn er zu solchen Anfällen neigte — seine fünf Sinne wieder beisammen hatte.

— Immer exact. Richter: „Gehen Sie also zu, daß Sie dem Elsenbauern zwei Würsten gestohlen haben?" — Angeklagter: „Nein!" — „Durch Ihr hartnäckiges Leugnen verschärfen Sie noch Ihre Strafe! . . . Ich frage Sie also nochmals: Haben Sie dem Elsenbauern zwei Würsten gestohlen?" — Angeklagter: „Nein, Herr Gerichtshof — drei!"

— Verkannt. Unterofficier (zu einem schlechten Turner, der in einem Turnverein war): „So, hier stelle ich Euch Einen vor, der im Turnverein war! Aber geturnt hat er natürlich nicht — er hat nur Fenster geputzt, Fußboden gekehrt u. s. w., also ein sogenanntes Ehrenmitglied!"

— Boshaft. Schauspieler (an einer Schmiere): „Rathen Sie, was ich neulich in dem Lorbeerkranz fand, der mir zu meinem Benefiz überreicht wurde." Herr: „Die Gärtner - Rechnung?"